

Einheit der Kirchen

Bei allen Bemühungen um die Einheit der Christen, zu der sich die Kirchen in beschwörenden Worten bekennen, geht es nicht nur um den Weg zu diesem Ziel, sondern vor allem um Form und Gestalt der anzustrebenden Einheit selbst. Lange Jahre hindurch verlangte die katholische Kirche von den anderen Kirchen, sich ihr bedingungslos anzuschließen und alle ihre Lehren, Traditionen und Riten in der gegenwärtigen Gestalt zu übernehmen. Dabei wurde als selbstverständlich vorausgesetzt, daß sich nur die anderen Kirchen zu bewegen und zu ändern hätten, weil allein in der katholischen Kirche die Wahrheit des Glaubens bewahrt worden sei, den anderen aber wesentliche Elemente fehlten.

Dieses Rückkehrmodell geht jedoch von falschen Voraussetzungen aus. Im Lauf der Geschichte war auch die katholische Kirche tiefgreifenden Entwicklungen unterworfen, und dies wird weiterhin so bleiben. Denn sie lebt in der jeweiligen Zeit und kann sich ihren Bewegungen und Triebkräften nicht entziehen. Schon deswegen ist es fragwürdig, eine bestimmte geschichtlich gewordene Gestalt den anderen Christen als Bedingung der Kircheneinheit auferlegen zu wollen. Sodann gibt es auch in der katholischen Kirche immer wieder Fehlentwicklungen und Defizite in der Verwirklichung des Evangeliums. Deswegen betont das Ökumenismusdekret des Zweiten Vatikanischen Konzils mit Nachdruck, daß die Kirche zur „dauernden Reform gerufen“ ist und daß sie sich ändern muß, damit die „wahre Katholizität und Apostolizität“ deutlicher zum Ausdruck kommt, als dies der Fall ist. Daher hat das Konzil das Rückkehrmodell aufgegeben. Es war ja auch für die nichtkatholischen Christen absolut unzumutbar und konnte daher nie zum Ziel führen.

Das heißt natürlich nicht, daß sich nicht hier und da noch Überreste fänden. So hatten eine ganze Reihe von Vertretern nichtkatholischer Kirchen bei dem Schreiben der römischen Glaubenskongregation über einige Aspekte der Kirche als *Communio* vom 28. Mai 1992 den Eindruck, die katholische Kirche verlange als Bedingung der Einheit wieder die vollständige Übernahme aller kirchlichen Lehren, auch derer, für die keine Unfehlbarkeit beansprucht wird, und vor allem des Primats des Papstes in der gegenwärtig praktizierten Form. Das war wohl kaum die Absicht der Verfasser des Textes. Die Reaktionen zeigen aber, wie recht das Ökumenedekret des Konzils mit seiner Mahnung hatte, man müsse sich jeweils „auf eine Weise und in einer Sprache“ ausdrücken, die auch von den anderen Christen „wirklich verstanden werden kann“.

Das ökumenische Schlüsselwort der letzten Jahrzehnte war der vom Konzil nachdrücklich geforderte Dialog, das Gespräch der Kirchen mit dem Ziel, die

strittigen Fragen zu klären und Formulierungen zu finden, denen alle Seiten zustimmen können. Das gelang in erstaunlich vielen Bereichen, wie die eindrucksvolle Reihe der Konsenstexte zeigt. Ferner wurden zahllose Mißverständnisse ausgeräumt. So waren sich die Dialogpartner einig, daß die gegenseitigen Verurteilungen des 16. Jahrhunderts die heutigen Kirchen und ihre Lehren nicht mehr treffen.

Doch ist auch deutlich geworden, daß dieses Modell der Konsensökumene an Grenzen stößt. So wird die Frage, welcher Lehrkonsens für eine Kircheneinheit unbedingt notwendig ist, außerordentlich kontrovers beantwortet. Bei vielen, nach langen Überlegungen formulierten und gemeinsam akzeptierten Texten verlangten die Kirchenleitungen der einen oder der anderen Seite noch weitergehende Übereinstimmungen und stellten neue Forderungen auf. So entsteht der Eindruck, die Meßlatte werde immer höher gelegt – als ob man sich vor den Konsequenzen und damit vor einer wirklichen Einheit der Christen fürchte. Das Modell der Konsensökumene scheitert an der unbeantworteten – und vielleicht unbeantwortbaren – Frage, in welchen Bereichen und, vor allem, bis zu welchem Punkt Übereinstimmung erreicht sein muß.

Daher ist wohl nur das Modell der „versöhnten Verschiedenheit“ realistisch. Die Verfechter dieses Modells sind der Überzeugung, daß die Unterschiede der Kirchen nicht so schwer wiegen, daß sie noch eine Trennung rechtfertigten. Sie verweisen auf das erste Jahrtausend, in dem sich die Kirche als „*Communio ecclesiarum*“ verstand, als Gemeinschaft sehr unterschiedlich geprägter eigenständiger Ortskirchen. Sie sehen in diesem vom Konzil erneuerten Kirchenverständnis die Möglichkeit, gerade heute „die von Gott geschenkte Einheit auch auf der Ebene der gesellschaftlichen Vielheit von kirchlichen Gemeinschaften zu realisieren“ (Medard Kehl). Einheit also nicht als uniformierte Einheitskirche, nicht als Absorption einer Kirche durch eine andere oder als Verschmelzung beider zu einer neuen dritten Größe, sondern als gegenseitige Anerkennung auf der Grundlage des gemeinsamen christlichen Glaubens. Die Kirchen sollen ihre Traditionen bewahren und trotzdem zu einer Gemeinschaft finden, sollen „Kirchen bleiben und eine Kirche werden“, wie es Heinrich Fries und Karl Rahner schon im Jahr 1983 formulierten. Die einzelnen Teilkirchen brauchen ihre besonderen Auslegungen und Entfaltungen der christlichen Grundwahrheiten nicht aufzugeben, erkennen diese Besonderheiten aber gegenseitig als legitime Formen des Glaubens an, „auch wenn sie diese nicht für sich selbst als verpflichtend zu übernehmen vermögen“ (Harding Meyer).

Die derzeitige Stagnation der Ökumene hat nicht zuletzt darin ihren Grund, daß zu viele Kirchenleitungen – aus welchen Gründen auch immer – am Konsensmodell festhalten. Dieses wird aber nach allen Erfahrungen ebensowenig zum Ziel führen wie die Forderung nach Rückkehr. Wolfgang Seibel SJ